

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 34

Artikel: Die Sennerin

Autor: Züricher, Bertha

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

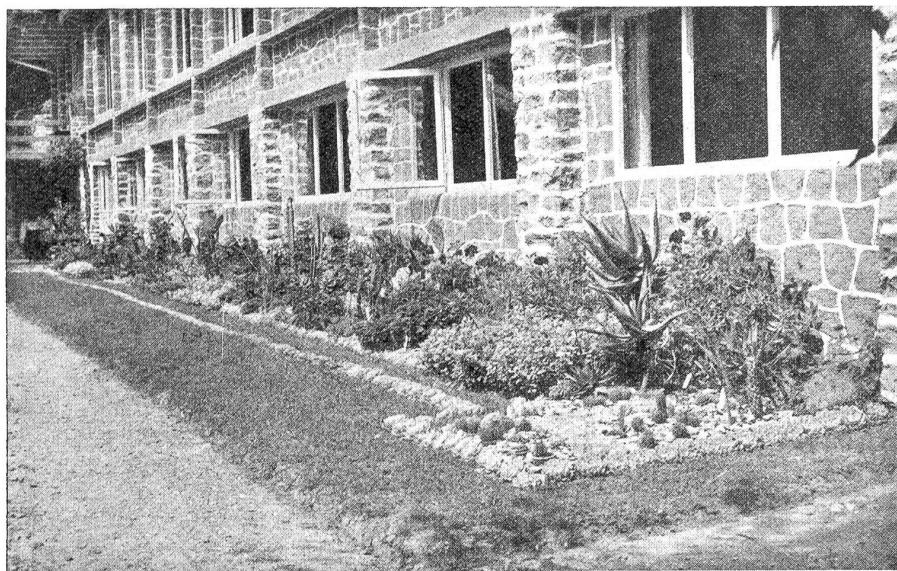
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Blütenrabatte mit längst vergessenen Blatt- und Blütenpflanzen, in Verbindung mit Kakteen und Sukkulanten, auf der Südseite des Parkhauses der Gärnerinnen-Lehranstalt Brienz.

Munizucht selig werden. Weil sich aber dieser Glaube als ein Wahnsinns erweist, so werfen wir unseren Zorn auf die Regierung, die doch Geld genug hätte, allen Bedürftigen zu helfen, wenn sie nur wollte.

Freilich für Leistungen, wie sie hier vor Augen stehen, bedarf es eine gute, sehr gute Vorbildung. Sie ist hier vorhanden und zeitigt ihre Früchte. Fräulein Hedwig Michel, die Gründerin dieses blühenden Institutes, war im Besitz einer halben Million, und zur größeren Bequemlichkeit wählte sie sich einen Mann, der ihr neben der Namensänderung in Frau Totch die andere halbe Million einbrachte. Die Sache ging ganz glatt. Es ist indessen zu berichtigen, daß die beiden halben Millionen nicht in Bankpapieren, sondern in den Köpfen standen und daß eine mehrjährige Vorbildung und stete Weiterarbeit den Grund dazu legten.

Es ist zwar eine Ungehörigkeit, von Personen zu sprechen, wenn die Tatsachen so überzeugend sind. Die Tatsache, daß die Schweizer ihren Boden viel nachhaltiger ausnützen könnten für Selbstversorgung, welche die Arbeitslosigkeit mindern und uns wirtschaftlich selbstständiger machen würde. Es handelt sich in unserer Krise weniger um Regierungshilfe als um Selbsthilfe. Als schönste Frucht der Gartenbauschule Lindenholz ist diese Selbsthilfe hier vor unsren Augen und ruft dem Zagenden zu: Machs na!

Man wird es Ruhmredigkeit heißen oder gar liebedienische Reklame wittern, wenn behauptet wird, der Lindenholz sei nicht nur in der Frühlingspracht ein Eden, das die Augen entzündet und durch seine Organisation auch dem Richtgärtner hohe Achtung abnötigt. Der Augenschein soll entscheiden über die Richtigkeit dieser Aussagen.

In dieser Gartenbauschule für Töchter wird unter der Leitung von Lehrern und Lehrerinnen des Faches gearbeitet. Man sieht die Mädchens graben, säen, schneiden, düngen, ernten in froher Jugendluft von früh bis spät. Aber auch die Theorie kommt zu ihrem Recht. Das zeigt sich an den Zeichnungen, Plänen und Heften, und wenn man einen geschmackvollen Totenkranz oder eine fehlliche Tafeldekorations haben will, da braucht man nicht weit zu gehen. Bei der vielen und vielfältigen Arbeit, die da geleistet wird, erflingt nach

des Tages Mühen froher Mädchensang, und der Sonntag ruft die Niemermüden zu erinnerungsreichen Bergtouren und Seefahrten. F.B.

Rosen, Tannen und Reseden.

Und du denfst, du trugst mir nur ins Haus
Gestern einen schlichten Blütenstrauß
Mit den Rosen, Tannen und Reseden!?

Hast mir Märchenschönnes doch gebracht:
Glanz des Tages, Duft der Sommernacht
Mit den Rosen, Tannen und Reseden.

Als der König Sommer kam ins Land,
Trug er in der starken, reichen Hand
Deine Rosen, Tannen und Reseden.

Dieses Glück vergessen sie wohl nie!
Und nur duften, duften, duften sie,
Sommers Rosen, Tannen und Reseden.

M. Geesche.

Die Sennnerin.

Plauderei von Bertha Züricher.

Es ist noch kein Jahr her, daß mich hier in meinem sonnigen, meeresnahen Nestchen eine Trauerbotschaft erreichte, die meine Gedanken zurückgeworfen ließ in die Zeit, wo ich als junge, unternahmungslustige Malerin oft monatelang im Sommer in einem primitiven Berghäuschen im Obersimmental, auf der einzigartigen, schön gelegenen Dungelalp weilte.

Etwa fünf bis sechs Hütten machten die ganze Alpwirtschaft aus, und fast überall waren es junge, kräftige Sennen, die dem mühsamen Tagewerk des Rühherns und Rässens vorstanden. Nur in einer Hütte war es viele Jahre lang Mutter Rösi, wie die Bäuerin unter dem Stütz kurzweg genannt wurde, die den Sommer auf der schönen Alp zubrachte und dort, als einzige Frau, im ganzen Bergbetrieb von allen geschätzt und verehrt wurde.

Es ging aber auch etwas Mütterliches, Starkes von dieser Frau aus, die gleichsam die Seele auf der Alp und die vorbildlichste unter allen Arbeitskräften war. Nie sah man sie untätig und auch nie mißmutig, obwohl ihr das



Werktalige Uebung beim Legen von Plattenwegen. Der neue Gewürzgarten wird angelegt.

Leben ein großer Teil an Leid und Sorgen zugeteilt hatte. So hatte sie von sechs Kindern nur ein einziges behalten und auferziehen können. Das war auch ein Grund, warum die Gehret-Mutter viele Sommer lang so tapfer auf der Alp standhielt; denn Mann, Schwiegersohn und Tochter mußten unten im Tal unterdessen die Heuernte besorgen, gartnen und alles auf den Winter vorbereiten.

Es war ihr schon wie eine Vorbestimmung in die Wiege gelegt worden, daß sie einmal mit dieser herrlichen Bergtrift wie verwachsen sein werde, denn man erzählte im Dorf, ihre Mutter, die auf der noch höheren Geltenalp führerte, sei dort oben von der Mutterschaft überrascht und von ihrem Mann schnell mit Lebensgefahr über die steile Geltenleiter auf den Dungel und von dort ins Tal hinunter getragen worden. Das kleine Mädchen aber, das sozusagen zwischen Himmel und Erde zur Welt kam, wurde später die tapfere und tüchtige Dungelsernerin.

Mindestens drei Sommer lang konnte ich dort in ihrer Nähe ein kleines, eben leeres Hütchen bewohnen, und die Nachbarhaft von Mutter Rösi ist mir auch eine der schönsten und eindrücklichsten Erinnerungen an diese schaffensfrohen Zeiten. Wie oft sprang ich morgens hinüber, um zu schauen, ob sie die Kühle, die bei schönen, klaren Nächten immer draußen blieben, eingetrieben habe und man „Ruhwärme“ bekommen könne. Selten hat mir ein Frühstück so geschmeckt, wie das stehendgenossene Butterbrot zu der kräftig duftenden Milch.

Es kam auch vor, daß Vater Gehret, ihr freundlicher, immer gleichmütig und ruhig sein Pfeifchen schmauchender Mann, heraufgekommen war, um ihr die mühsame Arbeit des RäSENS abzunehmen. Dann saß sie auf einem nahen Schemel und drehte Milch in dem großen Untenkübel, der fast wie ein kleines Mühlrad aussah, bis nach etwa einer halben Stunde die schöne, große Butterballe zum Vorhinein kam.

Ein wichtiger Tag im Sennenleben war immer der Dungel-Sonntag, der sogenannte „Suuf-Suntig“, an dem aber, den damaligen Sitten zur Ehre, viel mehr Kaffee und Milch als Wein getrunken wurde. Das war daraufhin ein eifriges Vorbereiten, Baden, Zimmern und Rüsten. Unser Rösi war berühmt durch seine herrlich knusperigen, verhabten Küechli („Chneublähä“), die schon ein paar Tage vorher von ihr aus guter Nidle und vielen Eiern (sie hatte den Sommer über ihre Hühner auf der Alp) vorbereitet wurden. Da habe ich auch tapfer mithelfen dürfen, nicht nur beim nachmaligen Essen. Die Kunst, den Teig mit den Händen über dem Knie nach allen Seiten auszu ziehen, habe ich damals von ihr gelernt. Auch rüstete man mehrere Flaschen von der beliebten sauren Nidle, die man tagelang vorher von Zeit zu Zeit schütteln mußte, bis sie die gehörige Dicke hatte. Natürlich am Tage selber kamen noch die großen Schüsseln mit frischem Schlagrahm und die Riesenzüpfen, die der Bäcker im Tal unten am Vorabend gebacken, sowie große Teller gehobelter, alter Saarentäse, der papierdünne, wie feine Hobelspähne, in schönen Rollen aufgerichtet war, dazu, und das Festessen, zu dem nur noch der Kaffee gehörte, war fertig.

Die große Wiese zwischen der Gehrethütte und der nächstgelegenen, war zum Tanzplatz auserkoren und mit Brettern belegt worden. Aber bevor sich die Paare im Kreise drehten (unsere Berglüber und Gebirgsbauern verstehen sich darauf), kam noch der bekränzte „Muni“ aufmarschiert, mit einem großen Busch Alpenrosen zwischen den Hörnern und wurde von der ganzen Berggemeinde gebührend bewundert. Dann sangen die Handörgeler an zu spielen, und nun ging es im Kreis herum, daß einem der Atem fast still stand. Gemeindepräsident, Grossrat und das hin-

terste Bergbäuerlein wurden ganz gleich gewürdigt und zwischen durch gingen Frau Rösi und ihre Helferinnen, die in großer Zahl vom Tal heraufgestiegen waren, und schenkten das duftende Nas ein und freuten sich an dem Verschwinden der Rüechli, Nidlen und Züpfenberge. Zwischenhinein tönte ein fröhlicher Jodel, und unvermerkt war der Abend da und die Sternennacht über dem prächtigen Alpboden herein-gebrochen.

Gesangesfroh und befriedigt machte sich eines nach dem andern allmählich auf den zum Glück allen vertrauten Abstieg. Geheimnisvoll rauschen die Wasser des mächtigen Dungeschusses über die amphitheatralisch emporsteigenden Felsen und begleiten den Wanderer ins Tal — aber wehe dem, der nicht gut auf seine Füße aufpaßt. Denn die Natur da oben versteht keinen Spaß.

Auch stille Sonntage in reinem Naturgenießen habe ich dort mit Mutter Rösi verlebt, bei denen so recht ihre angeborene Gemütllichkeit und ihr fröhlicher Humor zur Geltung kamen. So hatte sie mir einmal versprochen, mich auf das sich steil über der Alp erhebende Vollhorn zu führen, das mir schon wie eine richtige Bergtour vorkam. Wer beschreibt mein Erstaunen, als sie sich, wie wenn sie zur Nachbarhütte hinüberginge, mit dem Strümpf auf den Weg mache und während ich an den steilen, gewiß nicht ganz harmlosen Hängen mühsam dem Edelweiss nachfroh, ein „Würfeli“ nach dem andern seelenruhig hinunterstriche und dazu mit einer Sicherheit den steilen, pfadlosen Hang hinaufschritt, als wäre sie zu Hause auf einem sanften Wiesensteige.

Einmal wurde sie, gewiß eine amüsante Abwechslung in dem mühsamen Sennenleben, sogar vor die Aufgabe gestellt, einer jungen Pariserin, die sich in den Kopf gesetzt hatte, in der Schweiz Landwirtschaft zu lernen, das Melken und Rübefüttern beizubringen. Es war eine ganz gelehrige Schülerin, die dann später noch eine richtige, landwirtschaftliche Schule in England besuchte. Auf dem Dungel war es nur die Vorstufe dazu, und bei der Mutter Rösi war sie dafür am richtigen Ort. Auch mir kam ihre Anwesenheit zugute; denn als unsere Sennnerin keine Zeit hatte, mir, wie ich sehrlid wünschte, zu einem großen Bilde zu sitzen, tat es die Großstädterin mit der größten Liebenswürdigkeit, und die „falsche“ Rüherin wurde dann auch in einem der großen Pariser Salons ausgestellt, am gleichen Ort, wo man mir ein Jahr vorher einen echten, urwüchsigen Bernersennen vor die Tür gesetzt hatte.

Nun bleibt mir noch von Mutter Rösi, der Bäuerin, zu erzählen, wie sie im Lauenendorf unten ihr Heimwesen leitete. Dort war sie nun Gattin, Mutter und Großmutter und versah die verschiedenen Pflichten stets mit der gleichen Frische und wohltuenden Ruhe. Dazu hatte sie fast immer noch einen Schübling im Haus, den sie betreute. Erst war es jahrelang ein Verdingbube, für den sie wie für einen eigenen sorgte und der dann später nach Amerika auswanderte. Dann kam ein weißbärtiger Sonderbundsveteran, der Ueli Brand, und wollte seine letzten Jahre in der treuen Obhut von Mutter Gehret zubringen, und nach seinem Ableben trat an seinen Platz ein runzeliges, altes Weiblein, das „Spinnertäfli“, das den ganzen Tag Wolle zwirnte und spülte und sich zwischenhinein sein Süppchen oder seinen Kaffee im gemeinschaftlichen Raum in der Küche braute. Beide habe ich im Bilde festgehalten, wie mich überhaupt an dieses Haus noch viele künstlerische und menschliche Erinnerungen knüpfen. Bis vor acht Jahren war ich ja oft ganze Winter lang im Berghäuschen meiner Schwester eingekauert, und der Stütz mit dem hablichen Gehrethaus lag dort gerade unter meinen Fenstern.

Wir hielten gute Nachbarschaft und Freundschaft. Kam ich vor Weihnachten in das verschneite „Hübi“, so war

ich sicher, den großen, grünen Ofen geheizt zu finden, und auf dem Esstisch standen ein paar Teller mit Käse und frisch gehobeltem Käse und verbreiteten schon weihnachtliche Stimmung.

An den langen Winterabenden kam dann öfters die ganze Gehreßfamilie hinaufgestiegen, denn ich wußte, daß ich den lieben Nachbarn mit einer schönen Gotthelf- oder Tavelgeschichte zur Handarbeit und zum Pfeifchen große Freude mache.

Eine ganz eigenartige Bedeutung hatte die rassige Obersimmentalerin überdies jahrelang noch für die Talbewohner. Sie war nämlich, den Männern zum Trotz, fast einzige im Dorf, die eine „Mehg“ richtig in Gang brachte. Immer wurde sie geholt, wenn irgendwo ein Säuli geschlachtet wurde — aber wer etwa glauben möchte, zu dem blutigen Geschäft des Wurstens und Blutabzapfens gehöre immer auch eine gewisse Seelenroheit, der täuschte sich hier ganz sicher. Denn niemand liebte die Tiere mehr und pflegte sie sorgfältiger als Mutter Rösi. Es war wohl das Männliche, Uner schrockene in ihrem Charakter, das dabei zum Vorschein kam, und daß dieses sogar vielen Männern peinliche Geschäft gerade durch diese Frau am besten besorgt wurde und ihr selbst fast wie eine geweihte und anvertraute Pflicht vorkam, das gab ihrem Ansehen im Tal noch eine größere Bedeutung. Ob sie die letzten Jahre, als der Tod schon an ihre Türe geklopft, nicht sowieso hat bremsen müssen und sie andern überlassen müssen, weiß ich nicht — wohl aber, daß sie bis zuletzt tapfer und unverzagt dem Hauswesen und aller Arbeit im Tal unten mit ihrer Tochter und dem tüchtigen Schwiegersonne oblag. Vater Gehret war jahrelang gelähmt und die Dungelküherei hatte sie deshalb jüngern Kräften überlassen müssen; aber oft gingen während der Hirtezeit ihre Gedanken hinauf auf die grüne Alp mit all ihren mannigfaltigen Erinnerungen an treue und schöne Bergarbeit.

Mit ihrem Mann, den sie nur kurze Zeit überlebte, hat sie noch die goldene Hochzeit feiern können, und dabei haben sich die beiden alten Leutchen ein spezielles Erinnerungsfestchen geleistet. Mit einem Auto fuhren sie über Gsteig auf den Villonpass, dorthin, wo sie vor fünfzig Jahren als junggetrautes Paar ihre „Hochzeitsreise“ zu Fuß gemacht hatten. Rückblickend hat sie da wohl ihr schlichtes und doch so reiches Leben wie von einer ruhigen Warte übershaut.

Aberglaube im Kinderzimmer.

Nach Dr. med. R. Matosi, Kinderarzt.

Immer wieder erstaunt der in der Praxis stehende Arzt, wie naiv und leichtsinnig viele Leute an althergebrachten Bräuchen festhalten. Dabei sind viele nicht nur unnütz, sondern können geradezu schädlich und verhängnisvoll werden, vor allem der Aberglaube. Gefährlich wird sein Spuk sehr oft im Kinderzimmer. Schon vor der Geburt beginnt es. Da sind die sonderbarsten Vorstellungen im Schwang, die Mutter und Kind in Gefahr bringen können. So wird es in manchen Gegenden noch als schädlich angesehen, wenn die Gebärende oder die Wöchnerin ihre Leib- oder Bettwäsche wechselt. Eine in Erwartung stehende Frau soll über keinen Kreuzweg gehen, weil ihr sonst eine schwere Niederkunft bevorsteht. Sie darf nicht aus einer zerbrochenen Tasse trinken, sonst könnte das Kind eine Hasenscharte bekommen. Die Wiege darf bei der ersten Entbindung nicht im Hause stehen, sonst hat die Frau eine schwere Geburt. Diese Beispiele ließen sich vermehren. Die Folgen sind nicht immer harmlos. Wenn eine Frau aus Aberglauben nicht badet oder ihre Wäsche nicht wechselt, wird der Entstehung des

Kindbettfiebers kräftig Vorschub geleistet. Aber selbst, wenn dieses eintritt, läßt man sich nicht bekehren: dann mußte es eben so sein, — das Kindbettfieber ist entweder von Gott gesandt oder ein Werk des Teufels. Die Leichtgläubigkeit solch armer Menschen wird oft noch von geschäftsgewandten skruppellosen Leuten ausgenutzt. Eine Fabrik machte jahrelang ihre besten Geschäfte damit, daß sie Schwangern ein Allheilmittel für leichte Geburten anpries; es war ein einfaches Abführmittel. Als ob sich ein verengtes Becken um irgend eine Medizin kümmerte! Ist das Kind nun erst da, dann treibt der Aberglaube erst recht üppige Blüten. Es kam schon vor, daß Mütter in der Mütterberatung ihre Kinder nicht wägen lassen wollten, weil sie dann nicht wachsen würden. Einem Kind unter einem Jahr dürfen die Fingernägel nicht geschnitten, sondern nur abgekaut werden, sonst könnte das Kind eine Fingertuberkulose bekommen. Ganz unglaublich ist auch die Ansicht, wenn man einem Neugeborenen einen Löffel in den Mund stecke, brauche es sein ganzes Leben lang nicht zu hungern. Unzählig sind die Amulette, die den Kindern auf dem Lebensweg helfen sollen. Sehr verbreitet ist bis in unsere Tage die Sitte der Zahntetten geblieben. Auch hier ist eine gewisse Industrie interessiert. Die Zahl der abergläubischen Bräuche wächst ins Unendliche, wenn das Kind erkrankt ist. Gegen Rachitis werden Kindern am ersten Freitag im Monat die Nägel an der linken Hand und am rechten Fuß und dann an der rechten Hand und am linken Fuß abgeschnitten und in ein Loch eingestopft, das man in einen Eichbaum gehobt hat. Gegen Diphterie hilft ein schwarzes Halsband oder ein Umhänger aus einem zerstochenen Schwalbennest. Um Darmkoliken zu verhindern, dürfen die Windeln nur nach dem Faden geschnitten werden. Werden die Windeln in einer mond hellen Nacht im Freien gelassen, so wird das Kind unfehlbar mondsüchtig. Wird ein Kind im ersten Jahr im Kreis der Familie photographiert, so ist sein Tod im Laufe des ersten Jahres sicher. Ein entsetzlicher Aberglaube ist der, daß das Kind sterbe, wenn die Muttermilch vorzeitig zurückgehe, ob es die Flasche bekomme oder nicht. In der Kinderklinik in München wurde eines Tages ein schrecklich verlautes Kind eingewiesen. Als die Mutter darauf aufmerksam gemacht wurde, meinte sie, Läuse seien gut für die Gesundheit, frische Kinder hätten keine Läuse. Dabei brachte sie selbst ihr Kind todkrank in die Klinik. Soll festgestellt werden, ob ein Kind Würmer habe, so wird eine mit Teig gefüllte Nusschale auf den Nabel gehetzt. Zeigt der Teig nach einem Tag Sprünge, so hat das Kind mit Sicherheit Würmer. Ist das Kind krank und die Mutter weiß nicht, wo es fehlt, so wird sie in gewissen Gegenden eher, als daß sie den Arzt ruft, das Kind in kaltes (!) Wasser tauchen, in dem vorher ein schwarzer Kater ertränkt wurde. Hat ein Kind Warzen, so wird in 99 von 100 Fällen bevor es zum Arzte geführt wird, irgend ein Holuspotus mit ihm ange stellt.

Wenn man glaubt, das Jungenbändchen lösen zu müssen, damit das Kind richtig ernährt werden könne und richtig sprechen lerne, wenn bei Mundfaule der Schweif einer schwarzen Ratte durch den Mund gezogen wird, wenn man Kinder, die viel erbrechen, als gesund ansieht, wenn man sogar, wo es mit Durchfällen einhergeht, Gebräu ins Herzgrübli, aufs Rückgrat und an die Fußsohlen einreibt; wenn die Schmutzkruste bei Kopfausschlägen für gesund gehalten wird, wenn man Bettwässen oder Kröpfe durch Abbeißen des Kopfes einer lebendigen Maus zu kurieren sucht usw., so sind dies alles Verfahren, die schon viel Unheil angerichtet haben. Jeder sollte mitwirken, diese Bräuche aus dem Herzen des Volkes, in dem sie leider stark verwurzelt sind, herauszureißen und sie vor allem aus der Kinderstube zu verbannen.

(Blätter für Krankenpflege.)